

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 83 (2012)
Heft: 5: Burnout : Krankheit der Helfer

Artikel: Wirksame Heimerziehung : Fremdbestimmung in Selbstbestimmung umdeuten : "Ich gehe ins Heim und komme als Einstein heraus"
Autor: Crain, Fitzgerald
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wirksame Heimerziehung: Fremdbestimmung in Selbstbestimmung umdeuten

«Ich gehe ins Heim und komme als Einstein heraus»

In der Heimerziehung gibt es Tendenzen, die zurück zur «totalen Institution» wollen. Dieser Entwicklung steht unser Autor kritisch gegenüber. Seine Studie ergab, dass es sich lohnt, Heime als demokratische Institutionen weiterzuentwickeln.

Von Fitzgerald Crain

Es ist ein wiederkehrendes Thema: Ist das Heim ein Ort, an dem Lebenschancen verhindert, gar zerstört werden, wo die Identität junger Menschen durch Stigmatisierung beschädigt wird? Ist das Heim grundsätzlich eine «totale Institution», da die Kontrolle des Alltags umfassend ist? In der Folge der «Heimkampagne» in den frühen 70er Jahren wurde Heimerziehung so wahrgenommen. Heime begannen sich nun zu verändern. Sie wurden offener, die Erziehung wurde professioneller, die Leitung demokratischer. Man wusste: Junge Menschen brauchen Räume,

Heime waren wohl noch nie so weit von einer totalen Institution entfernt wie heute.

die nicht überwacht sind; nicht Anpassung und Normierung sind das Ziel, vielmehr Autonomie und die Fähigkeit, das eigene Leben zu gestalten. Heime waren wohl noch nie so weit von einer totalen Institution entfernt, wie dies heute – zumindest oft – der Fall ist.

78 Heimbiografien untersucht

Was kann eine moderne Heimerziehung erreichen? Welche Faktoren bestimmen, ob sie Lebenschancen verbessert oder verringert? Ist es die Qualität der Arbeit in Wohngruppe und Schule? Ist es die gelingende oder misslingende Kooperation

zwischen dem Zuhause und der Institution? Hängt die Entwicklung während und nach dem Heimaufenthalt vor allem mit der Persönlichkeit des Jugendlichen, seiner Vorgeschichte, seinem familiären Hintergrund zusammen? Wir haben diese Fragen anhand einer qualitativen Einzelfallstudie untersucht. Wir sind den Heimbiografien und der späteren Entwicklung von jungen Menschen eines Schulheims für männliche verhaltensauffällige Jugendliche zwischen 12 und 20 Jahren nachgegangen. Wir untersuchten 78 Heimbiografien anhand der schriftlichen Unterlagen; wir haben sieben Jahrgänge vollständig erfasst. Mit 35 von 78 Ehemaligen führten wir ein problemzentriertes Interview. Die Untersuchung dauerte sechs Jahre.

Beim Austritt zeigte die Hälfte Fortschritte

Welche Schlüsse haben wir aus der Analyse der Heimbiografien gezogen? In etwas mehr als der Hälfte lassen die schriftlichen Unterlagen darauf schliessen, dass die Jugendlichen an Selbstvertrauen und Autonomie gewonnen hatten und dass sie anderen Menschen gegenüber offener geworden waren. Die meisten schlossen die Schule ab; einige traten vorher aus, zeigten bis zum Zeitpunkt des Austritts jedoch Leistungs- und Lernfortschritte. Der Austritt wurde vorbereitet und gemäss den getroffenen Abmachungen durchgeführt. Wie sah die Entwicklung bei den übrigen Jugendlichen aus? Etwa ein Fünftel trat regulär aus; in der Regel beendeten sie die Schule, liessen auf einer persönlichen Entwicklungsebene jedoch keine Veränderung erkennen. Bei einigen wenigen Jugendlichen stellten wir Entwicklungsschritte fest, der Austritt war jedoch vorzeitig und nicht regulär. Bei einem weiteren Fünftel war keine Veränderung in Verhalten und Einstellung

In vielen Fällen bietet das Heim Schutz vor einer unhaltbaren familiären Situation.

>>



«Der weitaus grösste Teil der Ehemaligen war sozial und beruflich gut integriert.»

Fitzgerald Crain, Erziehungswissenschaftler

festzustellen. Diese Jugendlichen schlossen die Schule nicht ab, der Austritt war vorzeitig und krisenhaft. Auch wenn mehrheitlich gute Arbeit geleistet worden war (vom Heim, von den Jugendlichen, von den Angehörigen), wie stand es mit der längerfristigen Wirkung? Wir interviewten 35 Ehemalige. Es war keine repräsentative Auswahl. Bei den meisten von ihnen hatte ihre Heimbiografie auf eine persönliche Veränderung schliessen lassen. Kein Einziger aus der Gruppe jener, deren Heimbiografie nicht «erfolgreich» verlaufen war, konnte für ein Interview gewonnen werden. Von einigen wussten wir, dass sie in ihrer sozialen Integration gescheitert waren.

Fast alle beschrieben die Offenheit der Institution

Welche Schlussfolgerungen lassen sich ziehen? Der weitaus grösste Teil der Interviewten war sozial und beruflich gut integriert. Sie beurteilten den Heimaufenthalt in der Rückschau als wichtigen Schritt in ihrer Entwicklung. Das Heim hatte ihnen Sicherheit gegeben; es war ein Ort der Auseinandersetzung und Herausforderung gewesen. Sehr positiv beschrieben

Ein Erziehungswissenschaftler, der etwas ganz anderes behauptet

Der kürzlich erschienene Schweizer Film «Der Verdingbub» beginnt mit einer kurzen Szene, die entsetzliche Lieblosigkeit enthüllt in einer Umgebung, die an eine Kaserne oder ein Gefängnis erinnert. Noch 1981 präsentierte die Jugendgruppenvereinigung des Schweizerischen Invalidenverbands als Tagungsergebnis, es gebe für ein Kind nichts Schrecklicheres als die Einweisung in ein Heim. Die Heimkritik ist bis heute nicht verstummt. Und nun kommt der Erziehungswissenschaftler Fitzgerald Crain und behauptet etwas ganz anderes. Bis zu seiner Emeritierung 2008 war Prof. Fitzgerald Crain Psychologie-Dozent an der Universität Basel und an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz mit dem Schwerpunkt Sonderpädagogik. Mehr als 30 Jahre war Crain zudem mit jeweils kleineren Pensen in verschiedenen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe tätig. 2005 begann er zusammen mit drei Studierenden eine Studie zur Wirksamkeit der Heimerziehung. Die Ergebnisse der Studie sind jetzt als Buch herausgekommen. Crain versteht das Heim – unter bestimmten Bedingungen – als Ort, der durchaus Lebenschancen für schwierige Jugendliche bereitstellt, die die

se ergreifen oder auch nicht ergreifen können. Diesen womöglich wenig bekannten Aspekt möchte das Buch hervorheben und in eine Diskussion öffnend eingreifen, dem Crain als Dozent für Sonderpädagogik immer wieder in einer tendenziell ideologisierenden Weise begegnet ist: dem Aspekt der Integration, gar der Inklusion.

Fitzgerald Crain sieht Tendenzen nicht nur in der Bildungspolitik ganz allgemein, sondern auch in der Heimerziehung im besonderen, die in die Richtung der «totalen Institution» zielen, indem vermehrt Verhaltensstandards definiert, entsprechende Stufenkonzepte entwickelt und nach lerntheoretischen Modellen gearbeitet wird. Diesem Ansatz steht Crain, der Erziehungswissenschaftler, kritisch gegenüber. Er hegt den Wunsch, dass dieses Buch zu einem lebendigen Dialog mit Fachleuten und unter Fachleuten beitragen kann.

Fitzgerald Crain: «Ich geh ins Heim und komme als Einstein heraus» (Mitarbeit: Barbara Sprecher, Sabine Derrer, Nunzio Ballato, Manuel Crain), VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2012, www.vs-verlag.de



Das Heim muss kein Ort erzieherischer Unkultur, sondern kann ein lebendiges System der Beziehungsentfaltung sein.

Foto: Maria Schmid

sie die Schule. Kritisch erinnerten sie sich an Gefühle der Ohnmacht und der Unterdrückung durch andere Jugendliche in der ersten Zeit nach dem Eintritt. Erlebten sie das Heim als «totale Institution»? «Konsequenzen» seien das meist gehörte Wort gewesen, meinte einer. Fast alle beschrieben jedoch die Offenheit der Institution; sie erinnerten sich an gute Momente während der Freizeit, an den Gruppenwochenenden, im Sommerlager. Soziale Kontakte zwischen den Jugendlichen waren wichtig – viele Freundschaften bestehen bis heute. Wichtig für sie waren ausgewählte Erwachsene: der Heimleiter, die Lehrkräfte, bestimmte Sozialpädagoginnen und -pädagogen. Viele hatten stigmatisierende Erfahrungen gemacht; nur für wenige waren diese jedoch belastend gewesen. Als wesentlicher Faktor einer wirksamen Heimerziehung kristallisierte sich die Fähigkeit und Bereitschaft der Jugendlichen heraus, die fremdbestimmte Heimunterbringung in eine weitgehend auch selbstbestimmte Möglichkeit umzudeuten. «Ich geh ins Heim», meinte ein Jugendlicher mit einer gewissen Selbstironie vor dem Eintritt, und wenn er zum Einstein geworden sei, gehe er wieder nach Hause. Er meinte damit: «Auch wenn das keine gute Sache ist, ich werde etwas daraus machen.»

Heimerziehung – dies ist die allgemeine Schlussfolgerung – kann eine sinnvolle Massnahme der Jugendhilfe sein. In vielen Fällen bildete das Heim einen Schutz vor einer familiären Situation, die in Folge des Drogenkonsums der Eltern, von Prostitution, Alkoholismus, Vernachlässigung und Gewalt unhaltbar war. In vielen Fällen waren mehrjährige Heimaufenthalte sinnvoll; manchmal erwies sich eine rechtliche Absicherung der Massnahme als notwendig. Bei anderen war die aktuelle Lebenssituation allzu verfahren. Schulverweigerung, schwere Konflikte zuhause, Polizeikontakte waren an der Tagesordnung. Der Heimaufenthalt ermöglichte eine wichtige Zäsur. Oft konnte die familiäre Situation entlastet und die Schule konnte regulär beendet werden.

Wichtig: Angehörige ins Boot holen

Entscheidend für eine produktive Entwicklung waren die Qualität der Erziehung und des internen Unterrichts; wichtig war, dass die Angehörigen ins Boot geholt oder dass die Jugendlichen – in anderen Fällen – vor destruktiven familiären Einflüssen geschützt werden konnten. Entscheidend war die Zeit, die man hatte. Wichtig war vor allem die Bereitschaft der Jugendlichen, die Angebote der Institution aktiv zu nutzen; diese Bereitschaft wiederum musste von der Institution anerkannt werden. Das bedeutete gerade nicht, dass ein Jugendlicher sich anpasste und «pflegeleicht» war.

Haben separative Massnahmen noch eine Berechtigung?

Wie könnte die Zukunft der Heimerziehung aussehen? Man kann der Heimerziehung grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen. Argumentiert wird zum Beispiel, dass Heimerziehung der Stigmatisierung wegen Lebenschancen verringert oder dass sich Jugendliche mit ihrem nicht-sozialen Verhalten gegenseitig anstecken. Die Frage stellt sich heute in besonderer Weise: Haben separative Massnahmen noch ihre Berechtigung in einer Zeit, in der integrativer Unterricht die Regel wird? Heime – dies ist ein mögliches Zukunftsszenario – könnten nur noch als Notlösung oder als «Ultima Ratio» akzeptiert und als eine Art Reparaturanstalt gesehen werden, mit dem Ziel, dass Kinder und Jugendliche so schnell wie möglich wieder in die Familie und in die Regelschule zurückkehren sollen. Auf der grundlegenden Ebene menschlicher Beziehungen kann unter diesen Bedingungen nicht gearbeitet werden. Technokratische und auch repressiv-konfrontative Methoden könnten wieder zunehmen. Man kann darin den Versuch sehen, den unmöglichen Auftrag, Kinder und Jugendliche in kurzer Zeit zu normieren und zu reparieren, zu erfüllen. Heime könnten sich unter solchen Voraussetzungen wieder vermehrt zu «totalen Institutionen» zurückentwickeln.

Unsere Studie zeigt, dass es sich lohnt, Heime als demokratische Institutionen weiterzuentwickeln, ausgehend von der Annahme, dass die Grundlage der Erziehung die Beziehung ist – mag diese noch so schwer fassbar und noch so schwierig, zeitaufwendig und anspruchsvoll sein. ●

In Zukunft könnten Heime zu einer Art Reparaturanstalten werden für Kinder und Jugendliche